

Jörg Kastner

Der dunkle Bischof
Die große Mittelalter-Saga

Band 5: Die Schatten von Köln

Historischer Roman



*Für meine guten Freunde, nicht in Köln, sondern in Hannover,
die immer ein offenes Ohr und einen guten Rat haben:
Bernd Frenz, Thomas Haufschild und Siegfried Tesche.*

So sprach der Bischof, und in Knechtsgestalt
Gehorcht' ihm Köln durch Furcht und durch Gewalt.

Doch als er siech ward und zu sterben kam,
Ein heil'ger Engel seine Seele nahm,

Führt' ihn in einen königlichen Saal,
Von Perl und Gold die Wände nirgend kahl.

Da war Gesang und wonnigliches Spiel
Und aller Himmelsfreuden überviel.

(Karl Simrock, *Bischof Anno*)

Wichtige Personen dieser Geschichte

Anmerkung: Historische Personen sind hinter ihrem Namen mit einem (H) gekennzeichnet.

Adel und Klerus

Anno II. (H): ehemaliger Erzbischof von Köln, gestorben, aber für viele noch sehr lebendig

Gregor VII. (H): Papst »Höllensbrand«

Heinrich IV. (H): König des Deutschen Reiches

Hilarius: Klosterpförtner der Siegburger Abtei

Hildolf (H): neuer Erzbischof von Köln

Patrick: Abt von Groß Sankt Martin

Wolfram: Graf von Kaiserswerth

Kölner

Ansald: Fährmann

Baltram: Gefängniswärter mit fauligen Zähnen

Dankmar von Greven: Stadtvogt

Dela: junge Dienerin

Eigil Treuer: Kaufmann

Fulbert: Dieb

Genrich: Segelmacher

Heimar von Brosach: Präpositus von Köln

Hexenliese: Frau mit Visionen, auch Elisabeth geheißen

Lothar: Eigil Treuers Stiefsohn

Margarete: Eigil Treuers zweite Frau

Nelda: Witwe des Böttchers Eckart

Oda: Ravenas Amme und Vertraute

Ravena: Eigil Treuers Tochter

Rutger: Kanzlist im Dienst Eigil Treuers

Wignand: Gefängniswärter mit trockenem Mund

Sonstige

Alessandro Beltrami: Kaufmann aus Venedig

Anselm: Siegburger Kirchendiener

Broder: kräftiger Friese

Eleasar: Hüter des Grals

Georg: Ausgestoßener

Gudrun: Gefährtin Georgs

Ketil: junger Flussräuber

Rachel: Eleasars Tochter

Wernhard: Diener und Leibwächter König Heinrichs

Wigbrand: Schiffsführer

Was davor geschah in Band 4

Kaufmann und Hexe

Im Jahre 1076 führt König Heinrich IV. einen erbitterten Streit gegen Papst Gregor VII. Um seine Macht zu festigen, will der König den legendären Kelch des Herrn an sich bringen, den man in Köln vermutet. Graf Wolfram soll nicht nur die Reliquie aufspüren, sondern auch herausfinden, ob Erzbischof Anno wirklich an der Gicht verstorben ist. Oder täuscht der dunkle Bischof seinen Tod nur vor, um heimlich mit Papst Gregor zu paktieren? Fast zeitgleich kommt der venezianische Kaufmann Alessandro Beltrami nach Köln, um Ravenna Treuer zu heiraten, eine wichtige Verbindung für die noch vom Aufstand gegen Anno geschwächten Kölner Kaufleute. Doch die düsteren Prophezeiungen der berühmten Hexenliese drohen alles zunichte zu machen.

Kapitel 1: Wasser und Blut

Das Dorf am Fuß des Siegbergs lag wie ausgestorben. Nicht einmal streunende Hunde oder Ratten bevölkerten die Gassen. Die Läden waren vor die Fenster geschlagen, die Türen fest verschlossen, um Blitz, Donner, Regen und Wind auszusperrern, so gut es eben ging. In den Häusern saßen die Menschen im Licht einer Kerze oder einer Lampe beisammen, um gemeinsam dafür zu beten, dass der himmlische Zorn bald abklingen, zumindest aber den Ort verschonen möge. Etliche Handwerker hatten sich hier niedergelassen, um von der Abtei, die Erzbischof Anno im Jahre des Herrn 1064 auf dem Berg gegründet hatte, zu profitieren. Die Arbeit für die Mönche ernährte sie und ihre Familien gut, genauso wie die Bauern, die im Umland siedelten. Sollte der Allmächtige vorhaben, all das durch einen einzigen Blitzschlag in ein Haus oder eine Scheune zu zerstören? War Gott oder der Teufel verantwortlich für das schwere Unwetter, das die Städte und Dörfer am Rhein heimsuchte?

Wer in Siegburg durch die Ritzen der Fensterläden gespäht und die einsame Gestalt gesehen hätte, die durch die Gassen wanderte, hätte wohl den Teufel für den Urheber des Ungewitters gehalten. Was sonst sollte der schwarz gekleidete Mann mit dem düsteren Gesicht, bärtig und auf der linken Wange grässlich entstellt, sein als ein Sendbote Satans? Es sei denn, es wäre der Höllenfürst selbst gewesen.

Solche Gedanken gingen auch durch den Kopf des Kirchendieners Anselm, als er endlich dem unablässigen Pochen an seiner Tür nachgab und dem Fremden öffnete. Anselm konnte nicht wissen, dass es vor Kurzem dem Bruder Portarius oben auf dem Siegberg, der jetzt nach der Abtei allgemein Michaelsberg genannt wurde, ganz ähnlich ergangen war.

Erschrocken starrte Anselm auf den Unbekannten und brachte nur stotternd seine Frage vor:

»Was wollt Ihr, Herr?«

Der Fremde lächelte, aber das ließ ihn nicht weniger Furcht einflößend aussehen. »Ich sah Licht hinter Eurem Fenster. Und da Euer Haus so nah bei der Kirche steht, dachte ich, Ihr gehört dazu.«

»Das kann man sagen, Herr. Ich bin der Kirchendiener.«

»So hat mich die Fügung zu dem Richtigen geführt. Nach meinem Gespräch mit dem Pförtner von Sankt Michael hatte ich gehofft, Euch zu finden.«

»Ihr wart in der Abtei?«

»Ja.«

»Wann?«

»Bevor ich mich an den Abstieg machte.«

Anselm kratzte seinen fast kahlen Kopf und blickte über die Schultern des Fremden zu dem Berg hinauf, der sich wegen des düsteren Himmels nur als massige, dunkle Erhebung darstellte. Die Regenschleier verwischten vollends alle festen Konturen.

»Bei diesem Teufelswetter seid Ihr vom Kloster herabgekommen, den ganzen Weg?«, stieß Anselm schließlich fassungslos hervor.

»Zuletzt herab, aber zuerst hinauf.«

Das war ein Umstand, der den Fremden gewiss nicht menschlicher erscheinen ließ, fand Anselm. Jeder normale Mensch war froh, sich vor dem Gewitter in eine trockene Ecke zu verziehen, und dieser seltsame Mann erstieg bei Blitz und Donner erst den Berg und kam dann auch wieder hinab!

Auf der anderen Seite sah sich Anselm dadurch etwas beruhigt, dass der Fremde mit Bruder Hilarius gesprochen hatte. Anselm kannte und schätzte den Klosterpförtner als einen bodenständigen Mann. Das Amt des Portarius brachte es mit sich, dass man einen Menschen einzuschätzen lernte, um zu wissen, wen man ohne Bedenken einlassen konnte und wen nicht. Wenn Hilarius sich mit dem Fremden eingelassen hatte, war der wohl ein weniger bedrohlicher Mensch, als sein düsteres, hässliches Aussehen erwarten ließ.

»Darf ich fragen, was Euch bei solchem Wetter umtreibt?«

»Natürlich dürft Ihr das«, antwortete der Fremde und erzählte Anselm von seinem Gelübde, das Grab Annos zu berühren und den Erzbischof um Hilfe anzuflehen. »Von dem Pförtner der Abtei erfuhr ich, dass Anno in Eurer Kirche aufgebahrt wurde, bevor man ihn zu seiner letzten Ruhestätte brachte. Ich dachte, wenn ich mein Gebet an der Stelle wiederhole, wo Anno aufgebahrt war, erhört er mein Flehen umso eher.«

»Möglich wäre es«, sagte Anselm wenig überzeugt. »Wartet hier bitte. Ich hole den Schlüssel und führe Euch dann in die Kirche.«

Es war keine beglückende Aussicht, durch den strömenden Regen zu laufen, und waren es auch nur wenige Schritte. Aber er dachte an seine Frau und seine Kinder drinnen im Haus. Hätte er den Fremden auf später vertröstet, wäre es Anselms Christenpflicht gewesen, ihm einstweilen eine Unterkunft anzubieten. Und dieser hässliche Pilger war gewisslich kein Anblick, den der Kirchendiener seinen Kindern zumuten wollte. Also holte er Schlüssel und Umhang und sprang hinaus in den Regen, wo er seine Entscheidung schon nach den ersten Schritten bereute. Er trat gleich in zwei mit Schlammwasser gefüllte Löcher und war an beiden Beinen klatschnass bis hinauf zu den Knien.

Der Fremde schritt mit stoischer Ruhe neben Anselm her. Ihm schien das Wetter nicht das Geringste auszumachen. Er schien es nicht einmal zur Kenntnis zu nehmen.

In der finsternen Kirche streifte Anselm seinen Umhang ab und schlug ihn gegen einen Pfeiler, damit das Gröbste an Wasser herauslief, bevor er den Fremden zu der Stelle von Annos vorletzter Ruhestätte führte. Dort ließ der Pilger sich zum stummen Gebet nieder.

Als er sich wieder erhob, fragte er: »Habt Ihr damals Annos Leichnam gesehen?«

»Selbstverständlich«, antwortete Anselm. »Als Kirchendiener habe ich doch die Aufsicht über dieses Haus. Außerdem habe ich mir nicht nehmen lassen, ein Gebet an Annos Sarg zu sprechen.«

»Der Sarg stand offen, nehme ich an.«

»Nein, er war verschlossen.«

»Die ganze Zeit über?«, fragte der Fremde in einem Tonfall, als sei das für ihn besonders wichtig.

»Ja, die ganze Zeit über.«

»Aber eben habt Ihr behauptet, Annos Leichnam gesehen zu haben.«

»Ich habe den Sarg gesehen, das ist doch dasselbe.«

»Nicht ganz«, knurrte der Fremde und wirkte aus einem Anselm nicht verständlichen Grund verärgert. »Nicht ganz. Also hat niemand mehr in Annos Antlitz geblickt, als man ihn hierher nach Siegburg brachte?«

»Nein, wie auch.« Allmählich ärgerte sich Anselm über die Fragen des Pilgers und unwirsch erkundigte er sich: »Warum verlangt es Euch, das alles so genau zu wissen?«

Der Fremde zeigte wieder sein kaltes Lächeln. »Ich hätte gern gewusst, ob Anno im Tod mit dem seligen Ausdruck im Gesicht zu sehen war, den ein so voller Güte und Selbstaufopferung geführtes Leben wie das seine verdient.«

Anselm dachte noch über die Worte des Fremden nach, als der längst wieder in den dunklen Gassen verschwunden war. Schließlich zuckte der Kirchendiener ratlos mit den Schultern, verschloss das Kirchenportal und lief mit hastigen Schritten zu seinem Haus, wo seine Familie ihn schon erwartete. Den lästigen Fremden sollte doch der Teufel holen!

Der Mann mit den zwei Gesichtern schritt die lange Gasse entlang, an deren Ende die Schenke »Zum heiligen Michael« lag, als er abrupt stehen blieb und lauschte. Der Regen trommelte laut auf die Dächer, aber noch ein anderes Geräusch drang an die Ohren des Schwarzgewandeten: Schritte. Er hatte sich also nicht getäuscht. Ein rascher Schulterblick

zeigte ihm zwei schemenhafte Umrisse, die im Regen wirkten, als würden sie auseinanderfließen.

Der Schwarze setzte seinen Weg fort, bis er an ein Haus mit einer vorspringenden Mauer kam. Er drückte sich in den Schatten der Mauer, sodass die beiden Verfolger ihn nicht sehen konnten, bis sie ihn erreicht hatten. Als sie zu der Stelle kamen, wo er sich versteckt hielt, konnte er erkennen, dass es tatsächlich zwei Männer waren. Einer groß und sehr kräftig, der andere ein Stück kleiner und von drahtiger Gestalt. Suchend blickten sie sich um.

Der Schwarze hatte seinen Mantel abgestreift und warf ihn jetzt über den Kopf des Drahtigen. Gleichzeitig sprang er mit gezücktem Schwert aus seinem Versteck, direkt vor den größeren der beiden Verfolger. In den aufgerissenen Augen des anderen zeichnete sich Überraschung ab, dann Angst und die Ahnung des nahen Todes. Wie nah der Tod war, erfuhr der Mann, als die Klinge des Schwarzen tief in seine Brust schnitt. Röchelnd brach der Getroffene zusammen und sein Blut vermischte sich mit dem Regenwasser, das durch die Gasse rann.

Dem Drahtigen gelang es, den Mantel abzustreifen. Er sah seinen sterbenden Gefährten. Der Anblick lähmte ihn, lange genug, dass der Schwarze auch ihn angreifen konnte. Doch diesmal ging der Angriff fehl, weil der Angreifer auf dem glitschigen Boden ausrutschte und stürzte.

Der drahtige Mann war flink wie ein Wiesel und kam über den Gestürzten, ehe der sich wieder erheben konnte. Der Drahtige hielt in jeder Hand einen Dolch mit breiter Klinge und beide Klingen richteten sich gegen den Hals des Bärtigen.

»Gib auf!«, herrschte der Drahtige seinen Gegner an. »Sonst stirbst du gleich hier, neben meinem Freund!«

»Nicht die beste Gesellschaft für die Ewigkeit«, sagte der Schwarze naserümpfend.

»Willst du uns verhöhnen?«

»Welchen Sinn hätte das? Ich weiß, dass ihr beide nur Handlanger seid. Ich sollte eher euren Auftraggeber verhöhnen, dass er zwei so traurige Gestalten auf mich angesetzt hat.«

»Du Hund!«

Eine schnelle Bewegung des Drahtigen, und der Dolch in seiner Rechten ritzte die Kehle des Bärtigen auf. Es war nur ein kleiner Schnitt, aber groß genug, um Blut fließen zu lassen.

Der Drahtige kam nicht mehr dazu, sich über sein Werk zu freuen. In seiner Erregung nachlässig geworden, hatte er nicht darauf geachtet, dass der Schwarze seine Beine scherenartig um die Unterschenkel des Drahtigen schloss. Das brachte den Mann zu Fall.

Der Schwarze wälzte sich auf ihn und drückte die Schwertklinge gegen den dünnen Hals. »Sag mir, wer euch geschickt hat, dann schenke ich dir dein kümmerliches Leben!«

Die Antwort des Drahtigen bestand darin, dass er dem Schwarzen mitten ins Gesicht spie. Gleichzeitig versuchte er, seine beiden Dolche zum Einsatz zu bringen.

Der Mann mit den zwei Gesichtern führte sein Schwert mit einer schnellen Bewegung und schnitt den Hals des anderen in zwei Hälften. Der abgetrennte Kopf rollte durch die abschüssige Gasse und war schon ein ganzes Stück entfernt, als die beiden Hände mit den Dolchen schlaff zu Boden sanken.

Der Schwarze erhob sich, befühlte kurz seine Wunde und blickte verächtlich auf den Geköpften hinab, wobei er sagte: »Dummkopf! Was nützen dir zwei Waffen, wenn du noch nicht mal eine richtig zu führen verstehst!«

Er steckte sein Schwert zurück in die Lederscheide, hob den Mantel auf und setzte seinen Weg fort, ohne sich noch einmal nach den beiden Toten umzusehen.